

Anima candida : ein Gedenkblatt für Ilse Rya Fluck

Autor(en): **Mächler, Robert**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Badener Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **37 (1962)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



RIA FLUCK

Anima candida

Ein Gedenkblatt für Ilse Rya Fluck

Am 30. Juli 1961 endigte das frohe und schmerzliche, seltsam schöne Erdenleben von Ilse Rya Fluck. Sie war am 26. April 1921 in Baden geboren worden. Die ihr zugemessenen vier Jahrzehnte waren ein langes Leben für einen Menschen, der das verletzliche Kindergemüt niemals gegen den robusten Weltverstand des Erwachsenen vertauscht hatte. Die Eindrücke der Kindheit hatten auf dieses innere Schicksal hingewirkt: das idyllische Eheglück der Eltern und deren lauschiges Haus und weiter Garten bei den Spitaläckern, eine Umwelt, die das Gefühl der Geborgenheit und zugleich der Freiheit gab. Nach dem Besuch der Bezirksschule Baden hatte es den Anschein, dem begabten Mädchen öffne sich ein erfolgreicher und glückhafter Lebensweg. Eine Zeitlang arbeitete Rya Fluck im Telephondienst, hierauf, nach entsprechender Ausbildung, als Sekretärin in einem Hotel von Sankt Moritz, später in einem Zürcher Verlagsunternehmen, wo sie das früh erwachte literarische Interesse betätigen konnte. Aber ein Gehirntumor, der vielleicht von einem Unfall herührte, unterbrach diese Laufbahn, und obschon die Operation geglückt schien, erlangte Rya Fluck die volle Arbeitsfähigkeit nicht mehr. Als die Geschwulst nach Jahren erneut zu wachsen begann, erwies sich die ärztliche Kunst als machtlos. Dem Verlust des Sprachvermögens folgte der Schwund der Körperkräfte bis zum erlösenden Ende.

Ob das unheilbare Leiden durch einen Unfall verursacht worden ist oder nicht: in gläubiger Gesinnung betrachtet, hat dieses Leben und Sterben keinen zufälligen Charakter. Pfarrer Friedrich Saam hat es in der Traueransprache wohl richtig gedeutet: «Erwachsen» werden, sich mit der Welt arrangieren, wäre der innere Tod Rya Flucks gewesen. Sie verbrauchte ihre Kraft in der Bestimmung, das Beispiel eines über die Jugendzeit hinaus rein gebliebenen Kindergemütes vorzuleben. Dies tat sich schon im äußeren Verhalten kund. Aus unberechenbaren Stimmungsantrieben konnte sie singen, tanzen, laufen, neckischen Mutwillen treiben. In der Meinungsäußerung ließ sie, unbekümmert um eigenen Nachteil, wenig diplomatische Rücksicht walten. Kindlich im tieferen Sinne war sie kraft ihres ungebrochenen Glaubens an das Gute und Schöne, einer anlagemäßig idealischen Geistesverfassung. Am nächsten stand ihr die Mutter. Das andere Geschlecht blieb am Rande ihrer Existenz; einem so eigenwillig traumversponnenen Wesen seelisch zu genügen, wäre einem Manne nicht leicht geworden. «Ich bin sehr frei», hat sie einmal gesagt

und damit nicht irgendwelche äußerliche Emanzipation gemeint, sondern die Freiheit des Gotteskindes, doch ohne davon eine lehrmäßige religiöse Vorstellung zu haben.

Ein solches Naturell mußte seinen Ausdruck vor allem in der Lyrik suchen. Rya Flucks Gedichte – vereinzelt in Zeitschriften und Zeitungen erschienen – sind im Negativen und Positiven von einheitlicher Artung. Sie enthalten wenig realistische Anschauung, wenig Reflexion, keinen verstandesmäßigen Witz. Kaum daß in einem Geburtstagsgedicht für die Mutter vom Essen und Trinken scherzhaft die Rede ist. Sehnsucht, Traumseligkeit, Andacht zum Idealen, Heiterkeit und Trauer sind die eigentlichen Themen. Wenn Rya Fluck in einer Rhapsodie die «Stimme des Geistes» sprechen läßt, so will sie nicht vom Logos, nicht von der Vernunft, sondern vom dionysischen «Atem der Welt» Zeugnis geben. Mystische Einfühlung mit dem Lebensgrund entückt sie der Empfindung ihrer Fremdheit und Einsamkeit im Alltagstreiben. «Allein! Doch tief mit jedem Du verwandt», das ist das Schlüsselwort zu ihren Gedichten, die Hermann Hesse, eine Formel von Goethe aufnehmend, als «Bekenntnisse einer edlen, schönen Seele» gewürdigt hat.

Die drei Dichterinnen, die bisher in der Region Baden gelebt haben, Luise Egloff (1802–1834), Hedwig Maria Dorosz (1905–1946) und Ilse Rya Fluck, sind einander wesensnahe durch ihre Herzensreinheit und einen von weiblicher Gefühlskraft getragenen Idealismus. Alle drei sind Frühvollendete. Als unterscheidende Züge bemerken wir bei der blinden Luise Egloff das Bemühen um ausgeglichene, harmonische Form, bei Hedwig Dorosz, die in Genf Ästhetik und Psychologie doziert hat, eine verfeinerte Gedanklichkeit. Rya Fluck ist das von Bildungseinflüssen nur beiläufig berührte Naturtalent, nach dem eigenen Bekenntnis aufgewachsen «wie ein wilder Garten». Selten hat eines ihrer Gedichte einen regelmäßigen Vers- und Strophenbau oder eine bewußt geordnete Vorstellungs- und Gedankenfolge. Dennoch sind sie reich an melodischer Schönheit, und jedes hat existentielle Bedeutsamkeit. Glänzende Verstechniker gibt es viele. Der poetische Naturlaut aber ist in unserem überzüchteten Literaturbetrieb zur Seltenheit geworden und, wo er noch ertönt, des Hörens und Bewahrens wert.

Robert Mächler

An den Wind

Von dir getragen,
will ich entsagen
allem irdischen Geschick.
Du herrlicher Wind!
In meinem Ringen mit deiner Kraft
hast du donnernd aufgelacht.
Auf deinen Schwingen
umfängt mich ein Singen,
in deinen Armen
hör' ich das Rauschen
einer nie vergangenen Leidenschaft.
Gewaltig und groß
zerbrichst du mein Los.
Über deinem Stürmen
schwere Wolken sich türmen.
In deinem Jagen
ersticken die Klagen
dieser leidenden Welt.
Unter den Sternen
durch die Fernen
streifst du dahin.
Was Menschen leiden,
wenn sie scheiden,
du weißt nichts davon.
O Wind, selig Befreiter!
Sturmwolkenreiter,
Erdentwandter,
Nachtgesandter!
Von dir getragen,
will ich wagen
ein neues Geschick!

Das Kleinste ist groß

Jeder Stein hat seine Geschichte,
jeder Brunnen sein eigenes Lied.
Jeder Tag steht in anderm Lichte
als der letzte, von dem er schied.

Blume sein ist eine Gnade,
Wälderrauschen ein Gebet,
gläubig lauschen eine Gabe,
die fast nur das Kind versteht.

Geigen

Es gibt Geigen, die singen:
Laß uns verklingen
in dir –

Es gibt Geigen, die sagen:
Laß dich von unsrer Trunkenheit
tragen –

Es gibt Geigen, die weinen:
Wir sind die Reinen,
die man vergißt –

Es gibt Geigen, die rufen:
Wir sind die Stufen
der Götter –

Es gibt Geigen, die raunen gar leise:
Sei gläubig, und unsre Weise
wird stillen dein Dürsten –

Dann gibt es noch Geigen,
die schützend sich über dich neigen
wie ein unendliches Lieben –

O Geigen, ihr dunkel-verträumten,
was je wir versäumten,
das bringt ihr uns wieder
in dem Schatten der Lieder –

O daß es das noch gäbe . . .

O daß es das noch gäbe,
dies Zueinandergehn,
dies restlos tiefe Sichverstehn,
dies ungeteilte ernste Streben,
dies gütig-leise Sichvergeben,
dies selbstlos-reine Füreinanderleben –

O daß es das noch gäbe,
dies Miteinanderlauschen,
dies Beieinanderstehn im Rauschen
der Zeit und der Geschicke,
dies Suchen nach dem Glücke
der Harmonie –

O daß es das nicht gäbe,
dies Voneinandergehn,
dies schmerzlich-kalte Niemehrsehn,
dies tränenlose Sichverlieren,
dies trostlos-kalte Frieren
im dunklen Einsamsein –

Am Brunnen

Ich saß an dem Brunnen
und lauschte,
wie er sich selber verrauschte,
ohne je ärmer zu sein.

Ich saß an dem Brunnen
und schaute,
wie aus dem stetigen Laute
ein Bild sich hob.

Ich saß an dem Brunnen
und lernte,
daß eine goldene Ernte
auch das Verströmen sei.

Feuerflammensturm

(Nach der Musik von Manuel de Falla)

Zuckend – sterbend – wiederlebend,
von dem Gelb ins Rot sich hebend,
überströmt von dunklem Blut,
reiner werdend – und erbebend
von der Lust, die nimmer ruht –

Aufgepeitscht und hingesunken,
wie das Wünschen in den Fraun,
von Dämonenliedern trunken,
übersprüht von Sonnenfunken
und genährt von süßem Graun –

So verbrauchen sich die Flammen,
ganz sich gebend, ganz nur Pracht,
hingerissen von der Macht,
und sie fallen erst zusammen
vor der Tür der Nacht.